



BEATE BECKMANN-ZÖLLER

Edith Stein in die Feder geschrieben – eine fiktive Predigt Edith Steins zu Mt 25,1–13

»Dann wird es mit dem Himmelreich sein wie mit zehn Jungfrauen, die ihre Lampen nahmen und dem Bräutigam entgegen gingen. Fünf von ihnen waren töricht, und fünf waren klug. Die törichten nahmen ihre Lampen mit, aber kein Öl, die klugen aber nahmen außer den Lampen noch Öl in Krügen mit. Als nun der Bräutigam lange nicht kam, wurden sie alle müde und schliefen ein. Mitten in der Nacht aber hörte man plötzlich laute Rufe: Der Bräutigam kommt! Geht ihm entgegen! Da standen die Jungfrauen alle auf und machten ihre Lampen zurecht. Die törichten aber sagten zu den klugen: Gebt uns von eurem Öl, sonst gehen unsere Lampen aus. Die klugen erwiderten ihnen: Dann reicht es weder für uns noch für euch; geht doch zu den Händlern und kauft, was ihr braucht. Während sie noch unterwegs waren, um das Öl zu kaufen, kam der Bräutigam; die Jungfrauen, die bereit waren, gingen mit ihm in den Hochzeitssaal, und die Tür wurde zugeschlossen. Später kamen auch die anderen Jungfrauen und riefen: Herr, Herr, mach uns auf! Er aber antwortete ihnen: Amen, ich sage euch: Ich kenne euch nicht. Seid also wachsam! Denn ihr wißt weder den Tag noch die Stunde.«

Die Worte des Herrn in diesem Evangelium klingen hart. Sie lassen auf den ersten Blick wenig erkennen von der Haltung, die für Jesus so typisch war: die Barmherzigkeit, mit der er normalerweise Menschen am Rande der Gesellschaft begegnete – Menschen wie dem blinden Bartimäus, dem unbeliebten Zöllner Zachäus, der Sünderin Maria Magdalena u.a. Was will der Herr uns mit diesem Gleichnis sagen und welche Forderung stellt er an unser Glaubensleben? Entscheidend ist der letzte Vers: »Seid also wachsam! Denn ihr wißt weder den Tag noch die Stunde.« Wachsam sollen wir sein, auf die Stimme, die den Bräutigam ankündigt. Der Bräutigam ist Jesus Christus selbst, der mit seinen Verwandten Hochzeit feiert – d.h. mit all denen, die durch die Taufe Kinder Gottes sind und damit in Gottes Familie aufgenommen wurden. Gott selbst lädt uns ein zu diesem Hochzeitsfest und wünscht sich, daß wir gern und aus freier Ent-





scheidung heraus zu seinem Festmahl kommen. Er will, daß es uns nicht so ergeht wie den Gästen, die alle bereits andere Pläne haben und daher nicht kommen wollen (Mt 22,1–10); oder wie dem Gast, der derart gleichgültig auf die Einladung reagiert, daß er nicht einmal in angemessener Kleidung der Festlichkeit beiwohnt und hinausgeworfen wird (Mt 22,11–14); oder – und das ist am heutigen Evangelium der entscheidende Punkt – daß wir nicht so wie die fünf Jungfrauen, die eine wichtige Funktion auf diesem Fest haben, es versäumen, uns auf Zwischenfälle und Verzögerungen vorzubereiten. Das Bild der Hochzeit stellt uns die Freude des ewigen Lebens bei Gott vor – die visio beata. Natürlich zeigt das Bild nur einen ungenügenden Abglanz der wahren Freude, die uns bei Gott erwartet, und für die es sich lohnt zu warten, daß wir uns bereits hier und jetzt ausführlich den Vorbereitungen widmen.

Ich selber habe in meinem Leben keine Hochzeit in dem Sinne gefeiert, daß ich Ehefrau eines Ehemannes geworden wäre. Allerdings erlebte ich die Hochzeit meiner Schwester Erna intensiv mit – wenn auch unter schlimmen Schmerzen, so daß Erna, die Ärztin war, mir eine starke Spritze geben mußte. Heute würde man solche Schmerzen als »psychosomatisch« bezeichnen: Zwar gönnte ich Erna ihr Eheglück – andererseits verlor ich meine engste Vertraute und hätte damals auch selbst gern geheiratet. Aber dennoch: Nach zwei enttäuschenden Freundschaften mit Kommilitonen in meinem Studium der Philosophie durfte ich am schönsten Tag meines Lebens – am 15. April 1934 – eine Braut sein, die Braut Christi. Und aus »Frl. Dr. Edith Stein« wurde »Sr. Teresia Benedicta a Cruce«, die vom Kreuz Gesegnete. Ich durfte meine Einkleidung für das Leben einer Ordensfrau im Karmel in Köln feiern. Dabei trug ich auch einen Schleier und ein wunderschönes weißes Brautkleid, bevor ich dann das braune Gewand der Karmelitinnen anzog. Das wiederum wurde mir erst kurz vor meinem Tod abgenommen, im Konzentrationslager in Auschwitz am 9. August 1942. Der Karmel ist ein Orden, der auf den Propheten Elias zurückgeht und damit auf die Geschichte Gottes mit dem Volk Israel. Als Jüdin spürte ich, daß hier mein Platz war. Hier konnte ich in engster Gemeinschaft mit Jesus leben und für mein Volk – das jüdische und das deutsche – beten in dunkelster Nacht des unmenschlichen Regimes, das die Nationalsozialisten über Deutschland brachten. Für mich war mit dem Regierungsantritt Hitlers der Zeitpunkt gekommen, wo ich »in der Welt« zu nichts mehr nutze





war – ich konnte aufgrund meiner jüdischen Herkunft keine öffentlichen Vorlesungen oder Vorträge mehr halten. Mich traf dieser Zeitenwechsel zum Negativen gerade in einer erfolgreichen Phase meines Lebens, in der ich am stärksten öffentlich wirksam war. Ich wurde angefragt, mich zu Problemen der Geschlechterdifferenz, wie man heute sagen würde, zu äußern, und über Fragen der Pädagogik, über die Philosophie Thomas von Aquins und andre Themen, in denen ich die »einfache Wahrheit« darlegen konnte, »wie man lernt, an der Hand des Herrn zu leben«. Ein Jahr vor Hitlers Machtübernahme war ich Dozentin am »Deutschen Institut für wissenschaftliche Pädagogik« geworden – einer zentralen katholischen Einrichtung für die Weiterbildung von Pädagogen. Vor dieser Zeit war ich von 1923 bis 1931 Lehrerin an der Schule bzw. dem Lehrerinnenseminar St. Magdalena in Speyer. Allerdings hätte ich eigentlich gern als Professorin für Philosophie an einer Universität gelehrt; diese Laufbahn war mir allerdings als Frau und dann auch als Jüdin verwehrt. Ich ließ diese Ungleichbehandlung nicht unkommentiert und schrieb eine Eingabe an das Wissenschaftsministerium. Doch war mir zunächst jegliche Stellung recht, denn in diese Zeit – 1920 bis 1922 – fiel meine intensive Beschäftigung mit dem Christentum, die mich dann am 1.1.1922 zu meiner Taufe führte. Ich war im Oktober des Jahres zuvor gerade 30 Jahre alt geworden – d.h. ich bin am 12.10.1891 in Breslau geboren – und hatte die Entscheidung getroffen, Christin, Katholikin und Karmelitin zu werden. Zwar hatte mich die Autobiographie Teresa von Ávilas bewogen, Ordensfrau zu werden, doch stellte ich letzteren Entschluß aus Rücksicht auf meine Mutter für einige Jahre zurück. Sie war gläubige Jüdin und brachte als tüchtige Geschäftsfrau nach dem Tod meines Vaters – ich war damals drei Jahre alt – alleinerziehend uns sieben Kinder (von ursprünglich elf) durch. Sie war es, die uns die Bräuche und Gesetze des jüdischen Glaubens lehrte. Als ich dann elf Jahre später aufgrund des Zeitgeschehens doch in den Karmel eintrat, war das sehr schwer für sie. »Warum hast du ihn kennenlernen müssen«, fragte sie mich in unserer letzten Aussprache und meinte damit den Bräutigam, dem ich bereit war, mein Leben zu weihen. Ich erhielt in der Folge im Kloster zunächst keine Briefe mehr von ihr, erst nach ein paar Jahren ließ sie mich im Brief meiner Schwester Rosa wieder grüßen. Sich von der eigenen Familie und der Herkunft – in meinem Fall der Religion des Judentums – lösen zu müssen, gehört ebenfalls zu den Härten, die





Jesus von seinen Nachfolgern fordert. »Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig ... Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht würdig. Wer das Leben gewinnen will, wird es verlieren, wer aber das Leben um meinetwillen verliert, wird es gewinnen (Mt 10,37–39).« Diese Herausforderung meines Bräutigams war es, die ich hörte und die mich anzog. Er ist es wert, daß man die Bindungen für ihn zurückstellt, in denen man nach der natürlichen Schöpfungsordnung gerade mit den Menschen lebt, die einem nahestehen. Das bedeutet aber nicht, die Beziehungen aggressiv abzurechnen. Doch dem Bräutigam gebührt eine höhere Stellung und eine engere Bindung in unserem Leben, wenn es zu Entscheidungssituationen kommt, wie in meinem Fall. Der Bräutigam rief mich in die Karmelfamilie hinein und damit heraus aus meiner natürlichen Familie. Wenn so etwas geschieht, dann müssen wir bereit sein, uns für ihn und für die Ganzhingabe an ihn zu entscheiden. Mit dem Sohn Gottes gemeinsam Sein Kreuz tragen zu dürfen, das habe ich als eine unbeschreibliche Ehre empfunden. An Seinem Werk der Erlösung mitarbeiten, Sein Opfer nacherleben zu dürfen – welch eine Auszeichnung für uns Menschen. In meinem Fall hieß das, daß ich Ende April 1933 in der Ludgerikirche in Münster um Klarheit betete, ob der Herr mich an seinem Kreuz mittragen läßt. Ich erhielt das »Jawort des Guten Hirten« (Aus dem Leben einer jüdischen Familie, 350), nur wußte ich noch nicht, worin das Kreuztragen besteht und daß es mich »ad orientem« bis nach Auschwitz führen würde. Lange Zeit war es traurige Gewohnheit, sich unnötige Kreuze auszusuchen und sich im Leiden zu gefallen – das war jedoch nicht meine Welt. Mir war von Gott die Gabe der Unterscheidung geschenkt worden, eine Gabe des Hl. Geistes, mit deren Hilfe ich erkennen konnte, welche Art von Hingabe in den traurigen politischen Zeiten von mir verlangt wurde. Ich hielt mich bereit – und im rechten Moment wußte ich, daß meine Zeit für ein Leben im Gebet gekommen war. Mich vom Hl. Geist leiten zu lassen, lernte ich bereits vor meiner Taufe 1918 durch eine katholische Christin in Freiburg, Philomene Steiger. Sie lehrte mich das folgende Gebet, das ich auch Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, als ein Gebet um Wachsamkeit anempfehlen möchte. Es kann helfen, daß wir genügend Ausdauer haben werden, den Bräutigam zu erwarten: »Komm, Hl. Geist, herab zu mir, erleuchte mich, ich folge Dir.«





¹ *LJF*, 350.

